



Emanuel Gloor in seinem Atelier, im Hintergrund seine Farbwand, eine Eigenheit aus dem Universum Gloor.

Fotos: Peter Pfister

Der Pedant

KUNST Er ist eine der alten Schaffhauser Grössen: Emanuel Gloor folgt seinen ganz eigenen Regeln der Kunst. Willkommen im Gloor'schen Labyrinth.

Nora Leutert

Mit Emanuel Gloor zu reden, ist wie in ein Labyrinth einzutauchen. Man folgt seinen ungewohnten Gedankengängen, wird vielleicht plötzlich von einem blauen Vogel abgelenkt, ein Gloor'scher Geistesblitz, und dann kommt es doch ganz anders, als man dachte. Dieser Mann tickt nach einem eigenen Regelwerk.

Es ist Freitagabend, Gloor steht an der Vernissage seiner Ausstellung vor versammeltem Publikum in der *Vebikus* Kunsthalle. Er soll ein paar Worte zu seinen Bildern sagen, eins da-

von zeigt ein Fussgelenk. Ein anderer Künstler würde nun in konzeptuellen Überlegungen weit ausholen. Emanuel Gloor indessen sagt: «Unser aufrechter Gang ist das Problem!» Denn, so Gloor weiter: «Jetzt, wo wir alle alt werden, merken wir, wie lange wir auf diesen Fussgelenken stehen müssen. Stellen Sie sich mal vor, wir wären hier an der Vernissage auf allen Vieren.»

Interessant. Humor fällt bei Emanuel Gloor auf seltene Art mit Ernsthaftigkeit zusammen. Die Leute hören ihm zu, erheitert, fasziniert. Viele sind an die Vernissage gekommen, um das Spätwerk einer der alten Schaff-

hauser Künstlergrössen einzuweihen: eines Urgesteins, das eng mit der hiesigen Kunstszene verbunden ist. Jahrelang war Gloor im Vorstand des Kunstvereins, und 1985 war er zusammen mit Erich Brändle der Erste, der im Raum des frischgegründeten *Vebikus* ausstellte. Bis heute blieb Gloor auf der lokalen Bühne präsent.

«Ein Geschichtenerzähler» sei er, sagen Bekannte auf der Vernissage, «ein unglaublich guter Zeichner», «ein typischer Steinbock».

Emanuel sei extrem herzlich und allem gegenüber offen, sagt eine Freundin. «Aber er hat eine sehr klare Linie. Wenn er zum Beispiel

sagt, dass er nur an bestimmten Tagen pro Woche Wein trinkt, dann tut er das auch.»

Emanuel Gloor derweil – der Vernissageabend ist spät geworden, nur noch ein Grüppchen trinkt die letzten Gläser aus – ruht sich gerade kurz auf einem Stuhl im leeren Südraum aus. Den Stuhl hat er für sich mit «reserviert» anschreiben lassen, und da sitzt er und scheint in Gedanken versunken zu sein, abwesend.

Aber unterschätze nie die Zerstreuten.

Mit 83 nochmal was Neues

Emanuel Gloor hätte im *Vebikus* auch eine Retrospektive machen können, wie man es von einem 83-Jährigen erwarten würde. Er aber entschied sich für eine thematische Ausstellung. In einem der beiden grossen, zentralen Bilder verarbeitet er den Tod seiner erwachsenen Tochter, im anderen das Leiden einer Person aus seinem Bekanntenkreis. Die kleinformatigeren Bilder beschäftigen sich mit Gebrechen und mit gesunden Organen. Alle 20 Werke sind im vergangenen Jahr entstanden, in einem nochmal anderen Stil, als man ihn von Gloor gewohnt war.

Man fragt sich: Woher kommt nur dieser riesige Schaffensdrang?

Und man weiss schon: Die Antwort auf diese Frage liegt im Gloor'schen Labyrinth. Also folgen wir ihm.

Wie der Vater, so der Sohn

«Es git nüt anders als immer z'schaffe», sagt Emanuel Gloor. Er steht an diesem Montagmorgen in weissen Malerkleidern und praktischen Turnschuhen in der Tür seines Ateliers im Mühlental. Er müsse sich jeweils zu Hause umziehen, sagt er, könne im Atelier schliesslich nicht jedes Mal einen Tenue-Fez veranstalten. Gloor wandert in seinem Malraum umher, holt Skizzen hervor, Hefte aus seiner Kinderzeit. Darin auch einige bemerkenswerte Illustrationen seines Vaters.

Als Emanuel zweijährig war, kam die Familie nach Schaffhausen an die Steigstrasse, der Vater arbeitete bei *GF* als Chef der Giesereimaschinen-Konstruktion. Früh erkannte der Vater das Talent seines Sohnes, der in jeder freien Sekunde zeichnete und der folgerichtig an die *Hochschule für Gestaltung* in Zürich gehen sollte, wo er später schliesslich auch lehrte. Daneben arbeitete er in seinem Berufsleben, wenn er mit seiner Frau Izabella nicht gerade in Ungarn war, immer auch als Zeichenlehrer. Allein als freier Künstler konnte er nicht überleben.

Auf der einen Seite von Gloor's Atelier rauscht die Mühlentalstrasse, auf der andern die bei diesem Wetter wilde Durach. Der Künstler setzt sich immer mal wieder hin, geht dann erneut im Atelier umher; der Meniskus. Deswegen hatte er sich bei der Vernissage im *Vebikus* auch einen Stuhl reserviert.

An die Wand gelehnt am Boden staffeln sich zahlreiche Bilder, daneben steht ein Harmonium. Wäre er blind, wäre er Musiker geworden, sagt der alte Herr, und ehe man sich versieht, hat er sich mal eben auf den Pianistensitz gleiten lassen, spielt eine Melodie. Er tut das so, wie er auch sonst immer wieder ins Anekdotische abschweift; alles immer gleich veranschaulicht durch eine Geschichte. Gloor schöpft sein Wissen aus dem, was er sieht. So auch die Inspiration für seine Kunst. «Ich treffe immer etwas an, und dann beginne ich erst, zu suchen.»

Die Glückshaut

Emanuel Gloor hat seine Arbeitsweise nach einem ganz eigenen Regelwerk aufgebaut. Passgenaue, selbstentwickelte Methoden, wie die Farbwand, an der er all seine Farbtöne aufgehängt hat. Für die Werkzeuge, die er braucht, hat er eigene Bezeichnungen, genauso wie für seine verschiedenen Arbeitsschritte. So gibt es etwa eine zeitlich relativ genau bestimmbare Arbeitsphase, in der ein Bild «vorfertig» ist. In dieser Phase ändert Gloor noch einige Kleinigkeiten. Nichts wird dem Zufall überlassen.

Und so sitzt man bei Gloor im Atelier und fragt sich: Wirkt das nur so, oder geht er beim Malen geradezu pedantisch vor?

«Ich bin allgemein ein Pedant», sagt Gloor. «Manche Freunde sagen, man merke, dass es bei meiner Geburt etwas lange ging. Ich kam mit dieser Glückshaut auf die Welt.»

Glückshaut? Wieder so ein Gloor'scher Gedankengang. Eine Glückshaut, so lernt man nun, ist die Embryonalhaut, die sich bei gewissen Neugeborenen über Kopf und Schultern spannt. Und mit der eben auch Emanuel Gloor zur Welt kam. Wie man weiterredet, wird schnell klar: Die Pedanterie bekommt bei Gloor eine Wertung, die nichts mit staubtrockener Bürokratie zu tun hat. Es ist vielmehr das Langsame, der Überfluss an Überlegungen. Die Eltern hätten früh bemerkt, dass er zum Pedantischen neige. Gloor erzählt:

«Als ich schon lange berufstätig war, hat der Vater oft zu mir gesagt: «Tuesch gfätterle?»

Da sagte ich nur: «jawoll. In diesem Gfätterle entdeckte ich Dinge, die ich in vollem Ernst in meinen Bildern haben will. Wenn andere eilen wollen, dann sollen sie.»

Eine Art «Glückshaut», die hat Emanuel Gloor auch heute noch: Es ist der unvoreingenommene Blick, welcher in allen Dingen Inspiration finden kann. Vielleicht hat Gloor sich diesen Blick aus seiner Kindheit bewahrt. Und bis heute hat er sich in seinem eigenen Regelwerk nicht von aussen stören lassen. Das Gloor'sche Labyrinth ist undurchbrochen.

Die aktuelle Parallelausstellung in der Kunsthalle *Vebikus* zeigt Werke des Duos *Patric Sandri und Adam Thompson* sowie von *Katrin Hotz und Emanuel Gloor*. Bis am 19. April 2020.



Die Glückshaut (links) ist auch in der aktuellen Ausstellung vertreten. Rechts das Werk «Besenreiser».